

Nachdruck verboten.

Frauenliebe.

Skizze von Ch. Täufer.

Ueber den Königsplatz schreitet sie langsam, doch graciös, die feingliedrige, zierliche Frauengestalt. Mädchenhaft zart, schlank, mit goldblondem Haar und großen tiefdunklen, leuchtenden Augen. Das Gesichtchen ist noch jugendlich, aber ein Hauch von Schwermuth, Traurigkeit liegt darauf und um den kleinen, vollen blüthenrothen Mund ziehen sich ein paar feine Linien, die Leiden oder Leidenschaft einschlagen.

Die Toilette ist einfach, ganz dunkel und chic: schwarzes, glattes Kostüm, schwarzes Hüthen.

Hinter dem Fräulein trabt ein junger Mann her. Er folgt ihr bis in den Kroll'schen Konzertgarten.

Sie beachtet ihn gar nicht, sucht sich einen Platz und läuft den Weisen der Militärkapelle.

In ihrem weniger schönen, als pikanten Gesicht prägt sich ein finsterner Gram, sogar Haß aus, als ihr Blick den jungen Mann streift, der sich am Nebentischchen niedergelassen hat.

„Glenches Mannesvolk!“ murmeln die blüthenrothen Lippen.

Und sie gedenkt der Zeit, da sie einen geliebten, leidenschaftlichen und hingebenden, da sie blühend war und hübsch und auch nicht ganz arm.

Vor acht Jahren war es gewesen. Ihre Eltern waren kurz nach einander gestorben, und das kaum einundzwanzigjährige Mädchen ging mit den ererbten paar tausend Mark nach der nahen Großstadt, um sich für eine kaufmännische Stellung vorzubereiten.

Sie mietete eine ganz kleine Wohnung und richtete sie mit den elterlichen Möbeln ein.

In demselben Hause wohnte auch ein Chambregornist, ein junger, sehr hübscher Mann. So wie er aussah, hatte sie sich immer ihr Ideal vorgestellt: eine hohe, schlanke, Gestalt, stolze Haltung, feurige dunkle Augen, schwarzes volles, etwas welliges Haar. Und wie schneidig der schwarze Schnurrbart hinaufgepreßt war!

Anfangs blühte er sie nur an. Aber wie ganz eigen, wie vielstündig er sie anschaute, so oft sie sich auf der Treppe begegneten.

Aber bald blieb es nicht mehr dabei. Er begann Olga sehr häufig zu grüßen, und als ihr einmal ein Bäckchen entfiel, beilegte er sich natürlich, es aufzuheben und es ihr mit einigen verbindlichen Worten zu überreichen.

So war die Bekanntschaft ganz zufällig gemacht.

Aus der Bekanntschaft wurde allmählich eine Liebchaft, sogar zur Verlobung kam es. Aber der junge Mann — Felix hieß er — machte kein Hehl daraus, daß er arm war, wie eine Kirchenmaus. Auch hatte er keine Stellung, keinen Verdienst, nichts — er lebte von seinen letzten paar Groschen.

Als er nichts mehr hatte, borgte er Olga an. Sie liebte ihn von ganzem Herzen und that ihm alles zu lieb, Alles. In dem kleinen, bescheidenen Stübchen genossen sie lange Stunden das süßeste Liebesglück. Nur selten noch wollte Felix in seinem eigenen Zimmer. Olga theilte ihre Mahlzeiten mit ihm.

Der Geliebte sprach davon eine Existenz zu gründen. Ein Geschäft wollte er übernehmen und dazu bedurfte er des Geldes. Olgas kleines Kapital war gerade geeignet. Sie überließ es ihm in ihrer Vertrauen- und Liebesheileit.

Felix wurde nun Geschäftstheilhaber — mit Olgas Geld. Sie fragte nicht wie, noch wo und was, glaubte alles, was er ihr erzählte.

Mit der Zeit schien er jetzt auf einmal keine Eile zu haben, obwohl Olga Grund hatte, darauf zu dringen. Innerlich waren sie ja längst Mann und Weib.

Aber Olgas Zustand bedingte eine gesetzliche Legalisirung. Felix that, als ob er jeden Tag zu dem Gang auf das Standesamt bereit wäre, doch er schob die Sache immer wieder auf.

Und nun kam er auch seltener zu Olga. Oft blieb er Tage aus (und Nächte). Wenn sie fragte, entschuldigte er sich mit Arbeitsüberbürdung, Zusammenkünften mit Geschäftsfreunden.

In Olga erwachte noch immer kein Argwohn, sie sah ein in ihrem Stübchen und wartete voll Sehnsucht.

Und er kam nun wochenlang nicht.

Da ging sie nach der Lindenstraße, in welcher sich Felix's Geschäft befand.

Und nun erfuhr sie es: die beiden Inhaber des kleinen Geschäftes waren spurlos verschwunden, das Lokal war total ausgeräumt, die Miethe schuldeten sie seit zwei Monaten. Der Hausverwalter schimpfte wie ein Rohrputz auf die beiden „Kumpane“, die ganz wie seine Herren aufgetreten waren. Er wußte auch etwas von einem aufgepumpten jungen Mädchen, das den Felix Braun immer abgeholt hatte.

„Ja, so sind die Kerls!“ schloß er mit einem zornigen Aufschrei.

Olga war völlig niedergeschmettert. So elend hatte er sie betrogen! Er, dem sie alles hingeben! Und wenn es nur das bißchen Geld gewesen wäre, das Geld allein — aber er hatte sie vielleicht gar nicht geliebt, nur ein frivoles Spiel mit ihr getrieben, mit ihr, die ihm so ganz vertraute.

Sie wurde krank. Monatelang lag sie in der Anstalt und als die schwere Stunde kam, glaubte sie ihr Ende nahe. Das Kind starb bei der Geburt.

Nur langsam genas sie wieder.

Noch schwach und elend, mußte sie daran denken, ihren Unterhalt zu erwerben. Aber es gelang ihr allmählich, sich empor zu arbeiten. Als Angestellte eines großen Geschäftshauses hatte sie ihr Auskommen, konnte sich hübsch kleiden, sich ab und zu ein bescheidenes Vergnügen gönnen.

Da sie die Musik leidenschaftlich liebte, ging sie Sonntags zumeist in das Konzert. Hübsch war sie noch immer, es kam daher nicht selten vor, daß ein Mann mit ihr anzuknüpfen versuchte. Aber mit eisiger Verachtung ließ sie jeden abblipfen.

Jahrelang lebte sie so in strenger, freudloser Unnahbarkeit. Schon begann die frische Jugend langsam aus ihrem Gesicht zu weichen, dafür gewannen die schönen Augen an seelenvollem, tiefen Ausdruck, die Lippen an geistiger Lebendigkeit.

Nun fühlte sie so still und einsam im Kroll'schen Konzertgarten und lauschte Elsa's liebessüßlicher Melodie:

„Da Vermste kannst wohl nie ermessen,
Wie zweifellos mein Herz dich liebt!
Du hast wohl nie das Glück befaßt,
Das sich uns nur durch Glauben giebt?
Rehr' bei mir ein! Laß mich dich lehren,
Wie süß die Wonne reinerer Treu!
Laß zu dem Glauben dich bekehren:
Es gibt ein Glück, das ohne Neu!“

Seine Bitterkeit steigt in Olgas Herzen auf. Ein Glück, das ohne Neu — Wie oft hat sie das bißchen Glück, das trügerische, falsche, berent, das sie in Felix Armen genossen! Und doch war es Glück. Wenigstens sie hatte ihn wahrhaft, über Alles geliebt. Er aber hatte sie so schändlich betrogen.

Sie nippt an ihrem Glase, dann erhebt sie sich, um ein wenig zu promenieren, denn es wird kühl.

In einer der Statuen steht sie bloßhin still, wie festgebann.

Zwei blühende Männeraugen bohren sich in die ihren. Er ist es!

Felix!

Schneebleich ist sein schönes, stolzes Gesicht geworden, und um den Mund, den sie so oft heiß und leidenschaftlich geküßt, zuckt es einen Augenblick.

Dann hat er sich rasch gefaßt. Nur kein Aufsehen, das hoffen sie beide. So grüßt er respektvoll und geht an ihrer Seite, wie ein guter Bekannter.

„Olga —“ beginnt er. Aber er stockt und steht sie nur an. Er weiß es noch, welche Macht sein heißer Blick auf sie ausgeübt.

Und er täuscht sich nicht.

Zwar will sie ihm den Rücken kehren, wie sie es den anderen gethan in eisiger Unnahbarkeit — aber wie bezaubert ruht ihr Auge auf ihm.

Und er geht mit ihr weiter und erzählt mit halbblauer Stimme von seinen Irrfahrten und Enttäuschungen.

„Glück scheint ihm der Betrug nicht gebracht zu haben“, denkt sie. Doch ihr Mund schweigt.

Und er blickt sie wieder an und findet sie noch immer hübsch und begehrenswürth. Ja, so interessant und chic war sie früher nicht einmal.

In ihrer Seele stürmt und kämpft es. Wenn sie ihn betrachtet, den schönen falschen Mann, dann will es wieder über sie kommen jenes süße, heiße Gefühl, die sinnverwirrende Leidenschaft, die sie einst in seinen Armen empfunden.

Welch fürchterliche Thorheit!

Im Widerstreit der Empfindungen merkt sie es nicht, daß sie den Konzertgarten verlassen und an der Seite des einstigen Geliebten ihrer Wohnung zusteuert.

Und dann sind sie vor dem Hause, er folgt ihr die Treppe empor.

Oben in ihrem kleinen Zimmer reißt er sie an sich, sie schlingt ihre Arme um ihn, die Lippen einen sich in glühend heißen Küssen — und sie gibt sich ihm hin.

Da war es nun wieder, das süße, kurze Glück, dem oft so bittere Reue folgt.

Nur zu bald erwacht sie jetzt aus dem Rausche, erwacht und verwirrt sich und ihre Schwachheit und ihn, den Geliebten.

Die Ralerei kommt es über sie. Und sie reißt ihren kleinen Dolch, ein Erbstück aus dem väterlichen Nachlaß aus einem Schubsack.

Ein Stoß, ein kurzer, dumpfer Schrei und das rothe Blut des Mannes spritzt empor, er sinkt wie todt auf den Teppich nieder.

Die Unselige steht erst entsetzt da, wie zu Stein erstarrt über ihre eigene Unthat, dann wirft sie sich jammernd über den Körper des Geliebten. Ihre Küsse brennen auf seinen Lippen, mit den zärtlichsten Liebesworten sucht sie ihn ins Leben zurückzurufen.

Er hört nicht.

Und da stößt sie den Dolch ins eigene Herz. Ihr letzter Seufzer ist der Name des Geliebten.

Er aber erhebt sich nun — und eilt rasch von dannen.

Die Milchuranstalt Adolphshöhe

unter Controlle des Aerztlichen Vereins

empfiehlt sich zur Lieferung von:

I. **Kur- und Kindermilch**

in $\frac{1}{4}$ l., $\frac{1}{2}$ l. u. $\frac{3}{4}$ l. Literl. zu 50 Pf. per Liter.

II. Dieselbe sterilisirt zu 60 Pf. per Liter.

III. **Prof. Biederts Rahmgemenge** (bester Ersatz für Muttermilch).

In zahlreichen bliesigen Familien mit bestem Erfolg angewandt.

Mischung I bis V, je nach Alter der Kinder sterilisirt, fertig zum Gebrauch, in $\frac{1}{2}$ l. Liter-Portion fläschchen à 10 Pf.

IV. **Rahm**, roh und sterilisirt, zu Kurzwecken und Zusatz zu Sorbetsmischungen.

Viehbestand ausschließlich **Schweizer-Kühe**, welche auf Tuberkulimpfung nicht reagirt haben, unter Aufsicht des Thierarztes Herrn **Dr. Christmann**.
Trockenfütterung: Mehl — Kleie — Heu.

Ausführlicher **Prospect** gratis zur Verfügung.

Zum Besuche der Anstalt-Trinkkur, sowie zur Besichtigung der neuerbauten Stallungen ladet höflichst ein der Besitzer.

Bleicherstr. 45. **F. Bott**, Bleicherstr. 45.
(früher Mariahof). **Telef.-No. 336.**

Die besten Kinder-

Strümpfe in echt schwarz, lederfarbig, weiss und bunt kaufen Sie zu billigen festen Preisen in dem Spezialhaus für Strümpfwaren von **L. Schweneck, Mühlgrasse 9.**

Grösste Auswahl nur guter, langjähriger erprobter Qualitäten. **Neuheiten** in bunten Strümpfen und Kinder-Söckchen. 108

Kohlen

kann in bester Waare zu den billigsten Preisen liefern und lade jeden ein, sich durch Probebezug von der reellen und aufmerksamen Bedienung zu überzeugen.
W. Thurmman jr.,
Wiesbaden, Wellringstraße 19. **Telephon 546 (Dernheim).**

Trauringe

• Kein Laden. — Grosses Lager. •

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter,
Langgasse 3, I. Stiege, an der Marktstrasse. 995

Schulranzen!!

Grösste Auswahl. Billigste Preise.

von 45 Pfg. an bis zu den Feinsten.

Ranzen mit ächtem Seehundfell von Mk. 2.— an.

Lederranzen von Mk. 2.50 an.

Massive Rindlederranzen, ganz ungefüllt, unzerreißbar.

Reparaturen.

Handarbeit.

Faulbrunnenstraße 10, A. Letschert, Faulbrunnenstraße 10

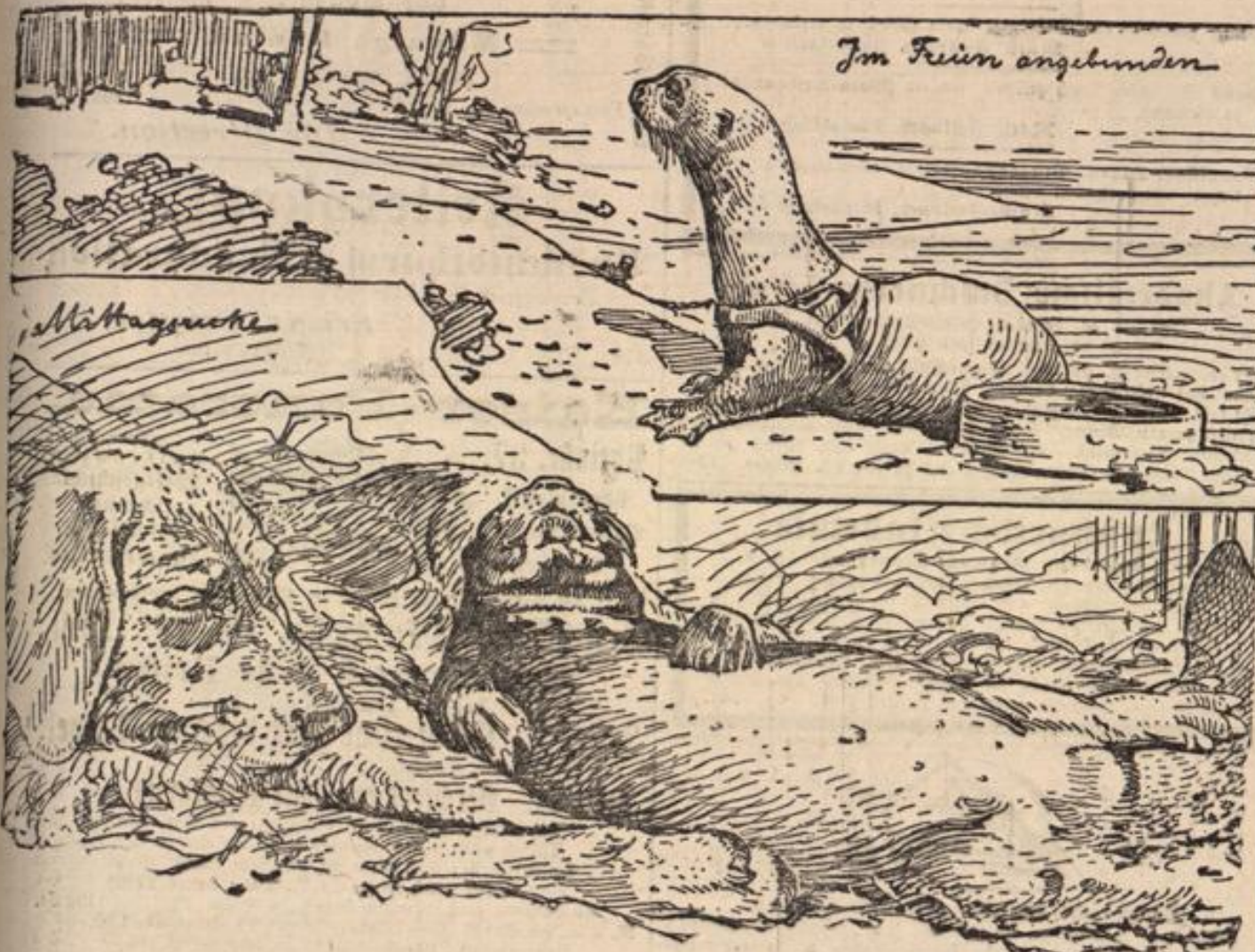
2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 89.

Freitag, den 17. April 1903.

18. Jahrgang

Gezähmte Fischottern.



Die diesjährige Jubiläumsausstellung des Fischereis für die Provinz Brandenburg, welche Mitte Mai in Berlin eröffnet wird, soll dazu benutzt werden, gezähmte Fischottern einem größeren Publikum vorzuführen. Lehrer Bugow in Potsdam, der sich speziell mit der Zählung dieser Wassermarder befaßt hat, berichtet daher, wie Dr. Zell im „N. A.“ mitteilt, vor einiger Zeit an alle diejenigen, die junge Fischottern finden, die Bitte, ihm diese zuzuführen. Hoffentlich bleiben seine Witten nicht ungehört und seine Zählungsversuche nicht ohne Erfolg.

Thatsache ist, daß der sonst so äußerst scheue und furchtsame Fischotter bei sachgemäßer Behandlung sich sehr leicht zähmen läßt und in solcher Verfassung sodann eine gradezu rührende Anhänglichkeit an seinen Zähler und Herrn an den Tag legt. Erst neuerdings berichtete die „Deutsche Jäger-Ztg.“ von einem gezähmten Fischotter aus Tschirchitz in Schlesien folgendes:

Den Bassanten der hiesigen Oberbrücke bietet sich jetzt oftmals ein eigenartiges Bild: ein Mann, von einem ausgewachsenen kräftigen Fischotter, wie von einem Hunde begleitet, geht mit diesem zum Fischfang. Im Sommer v. J. gelangte der hiesige Gasthofbesitzer Radach in den Besitz von zwei noch ganz jungen Fischottern. Er versuchte, sie mit der Flasche aufzuziehen und reichte ihnen Kuhmilch; die Mähe wurde belohnt; das eine Thierchen ging zwar trotz sorgsam-

ster Pflege ein, das andere aber gedieh dabei vortrefflich und ist jetzt nahezu völlig ausgewachsen. Der Otter hängt nun mit einer geradezu rührenden Zärtlichkeit an seinem Herrn, stößt bei seinem Erscheinen vor dem Käfig Laute großer Freude aus, die beim Weggange zu wehmüthigem Abschiedswimmern werden; auf Arm und Schulter genommen laßt und liebkost er seinen Herrn und springt wie ein Hund um ihn herum, wenn er ihn zum Spaziergang begleiten darf. Oftmals geht's dann über die Oberbrücke zu dem unmittelbar dahinter liegenden, sehr tiefen, fischreichen Kolk, „die Gatsche“; der Otter wird in das Wasser gelassen, um nach kurzer Zeit mit erjagter Beute zu erscheinen, die er auf Verlangen zu seinem Herrn bringt. Im letzten Sommer ist Radach in den Besitz eines Otterweibchens gelangt, dessen Zählung freilich, da es schon älter war, nicht in dieser Weise gelungen ist; doch hofft er, durch Züchtung im nächsten Sommer völlig zahme Hausthiere heranzuziehen.

Auch im Berliner Zoologischen Garten befindet sich ein gezähmter Fischotter, der von den zahlreichen Besuchern natürlich sehr bewundert wird. — Unter heutiges Bild giebt u. A. eine nach der Natur aufgenommene Idylle wieder: Der eben erwähnte Berliner Fischotter hält an der Seite seines Freundes, eines großen Neufundländer, sein Mittagsschläfchen . . .

Haus aller Welt.

Ein Posten vor Gewehr als Einbrecher. Das dürfte noch nicht dagewesen sein. Und doch hat sich dieser ungeheuerliche Fall, wie die „Hart. Stg.“ aus Königsberg in Preußen berichtet, neulich nachts ereignet, und zwar in der Kaserne des Pionierbataillons Nr. 1 in Rathenow. Seit geraumer Zeit sollen in dieser Kaserne Diebstähle vorgekommen sein, ohne daß es gelang, die Thäter zu ermitteln. Verschiedene unschuldige Leute kamen in Verhaft, sogar ältere Unteroffiziere. In der genannten Nacht nun wurden die Wachen endlich abgeholt, und zwar bei einem Einbruch in die Kantine, bei dem sie sich die verschiedensten Sachen, darunter auch einen Posten Briefmarken, aneigneten. Einiges verlor sie auf dem Wege der Kaserne wieder. Es sind Leute der zweiten Kompanie, die auf Wache waren, und der Posten vorm Gewehr machte den Anführer. Natürlich wurden die Thäter sofort verhaftet und haben schwere Strafe wegen Wachtvergehens und Einbruchsdiebstahls zu gewärtigen.

Knecht's Rächer. Vor ungefähr einem Jahr hat der berühmte bayerische Räuber Knecht seine zahllosen Verbrechen mit dem Tode durch das Schwert büßen müssen, aber trotzdem bekamen die Bewohner der Ortsgemeinde Mailand, Austerlitz, Schweinbach und Seiershofen keine Ruhe. Eine ganze Reihe von Freiwildtheten wurden in dem sog. „Knechtviertel“ während der letzten Monate verübt, bis es jetzt endlich gelang, die Urheber zu verhaften. Es sind dies zwei intime Freunde des hingerichteten Knecht, die Brüder Hans und Georg Wöst: einige der Straftthaten, die auf das Konto der beiden rohen Burken kommen, schildern die „Münch. Revue.“ folgendermaßen: In der Nacht vom 2. auf den 3. Februar flogen schwere Steine gegen die Fenster des Schulhauses in Austerlitz. Die Thäter, die den Angriff speiell gegen die Behausung der dortigen Pflanzenschule richteten, zu der die sechsjährige Schwester des Wöst in die Schule geht, hatten zuerst mit Steinwürfen wuchtige Schläge gegen die geschlossenen Fensterläden geführt. Als nicht aufgemacht wurde, rissen die Stroche die Läden einfach auf, um die Fenster einzuschlagen zu können. Nach der That verschwanden sie spurlos im Dunkel der Nacht. In der Nacht des 8. Februar stürzte wieder das ganze Haus, und die Steine flogen in die Zimmer. Herr Lehrer Dolzinger eilte vor das Haus, um die Thäter festzunehmen, da feuerten zwei fliehende Kerle mehrere Schüsse gegen ihn ab und verschwanden dann spurlos im Felde. Glücklicherweise wurde Herr Dolzinger nicht verletzt. In der Nacht vom 19. zum

20. Februar lag der Götter Rottenführer in Unterschweinbach schon im Schlafe, als plötzlich faustgroße Steine in sein Zimmer flogen, die alle Fensterhebel zertrümmten. Wohl aus Furcht, daß ihm die Stroche beim Hinaustritten ein Leib an den Köpfen, blieb er im Hause. Die Nacht vom 22. auf den 23. März aber war eine Nacht des Schreckens und der Angst. Zwischen elf und zwölf Uhr zogen die beiden Wöst, mit großen Prügelein und Pflugschleifen bewaffnet, vor das Anwesen des Götters Andreas Heilmann in Austerlitz und warfen Steine gegen das Fenster. Daraufhin kam Heilmann heraus, um nachzusehen, was los sei und nun fielen die beiden Burken über den 63 Jahre alten Mann her, schlugen ihn zu Boden und verletzten ihn mit Prügelein und Pflugschleifen mehr als vierzig wuchtige Hiebe ins Gesicht, auf den Kopf, den Rücken und die Hüfte, so daß Heilmann bewußtlos zusammenstürzte. Inzwischen war seine 50jährige Ehefrau aus dem Hause gekommen. Jetzt stürzten sich die Stroche auf diese und schlugen mit Stöcken auf sie ein. Meiner der tapferen Bäuerin gelang es, den Angreifern einen Knüttel zu entreißen, mit dem sie kräftig auf die Mordgesellen einschlug und sie in die Flucht trieb. Der schwerverletzte Mann schwebte bis vor wenigen Tagen in Lebensgefahr. Die Bäuerin selbst wurde nur unbedeutend verletzt. Aber noch hatten die beiden Wöst ihr Rächchen nicht gekühlt. Schleunigst ging es weiter nach Seiershofen, dem Orte, an dem ihr Hund, der Knecht-Hias, gefangen genommen wurde. Vier gingen sie auf das Haus des Götters Söhner zu und zertrümmerten ihm nicht weniger als 15 Fensterkreuze, worauf sie wieder verschwanden. Die Verüber all dieser Schandthaten blieben einige Zeit vollständig unbekannt. Keiner der Ueberfallenen hatte nämlich die Angreifer erkennen können, und der Behörde war demnach kein Anlaß zur Verhaftung gegeben. Da kam der Untersuchung ein gewichtiges Moment zu Hilfe. Es wurde festgestellt, daß die Angreifer mit Knecht seinerzeit keineswegs sympathisiert hatten, und da glaubte man, daß die Wöst für den Freund Knecht an seinen Widerlächern Rache genommen hätten. Man nahm das Räuberpaar fest und fand den Verdacht bestätigt.

Das Ende der Affäre Wöstling. Der ehemalige österreichische Erbschatz, jetzige ganz einfache Leopold Wöstling, macht nach einer kleinen Ruhepause wieder von sich reden. Seit einigen Tagen hält sich der Wiener Anwalt des Herrn Wöstling, Advokat Dr. Emil Freischauer in Wien und in Montreux auf. Wöstling, der schon ziemlich deprimiert war, ist wieder guter Laune und voll Zuversicht. Mit dem Wiener Hofe sind nach

der „N. Fr. Pr.“ neue Verhandlungen geführt worden. Die letzten Abmachungen erhalten folgende Punkte: 1. Leopold Wöstling wiederholt in rechtsverbindlicher Form seinen Verzicht auf alle Rechte und Ehrenvorsätze eines Erbschatz von Oesterreich, königlichen Prinzen von Ungarn und Erbschatz von Toskana, beziehungsweise Prinzen von Toskana, 2. Wöstling unterfertigt einen Verzicht auf die künftigen Erbschatz nach seinen Eltern. 3. Er verzichtet auf jede Apanage aus der Hof-Staatsdotations und auf jede Quote an den Erträgen des Familienfonds. Selbstverständlich bleiben die Ablegung der Offizierschärpe und die Entlassung aus dem Heeresverbande, sowie der Verlust der Orden. Leopold Wöstling behält diesen Namen und erwirbt die Schweizer — eventuell eine andere fremde Staatsbürgerschaft. Auch erklärt er, in die österreichisch-ungarische Monarchie nie wieder zurückzukehren. Dagegen erhält Leopold Wöstling sofort eine Abfertigung von 200,000 Frsch. sowie eine lebenslängliche Apanage aus den Privatmitteln des großherzoglichen Hauses Toskana. Wöstling schließt seine Abreise aus der Schweiz vor, was man daraus schließt, daß Fräulein Adamovich ihre Schwester nach Genf berufen hat, um Abschied von ihr zu nehmen.

Mondamin nöthig und nahehaft.

Mondamin zeigt seine Güte im Geschmack und Aussehen aller Speisen, wozu es verwandt wird. Für Saucen und Suppen ist es das beste Verdickungsmittel. Es erhöht den Nährwerth der Speise und bringt eine Zartheit des Geschmacks hervor, welche selbst den Beifall des Feinschmeckers findet.

Mondamin ist unschätzbar in der Winter-Rüche für die warme und nährnde Nachtsuppe. Erprobte Recepte hierfür bieten Brown & Polson, Berlin C2, in ihrem „A“-Buch gratis und franco an, man schreibe sofort darum. 292 Mondamin ist zu haben in Packeten à 60, 30, 15 Pfg.

Handel und Verkehr.

Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., Montag, 16. April, Nachmittags 12 1/2 Uhr. Per 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, hiesiger, Nr. 16.35 bis 16.45, Roggen, hiesiger, Nr. 14.35 bis 14.40, Gerste, hiesiger, Nr. 16.50 bis 16.75, Wetterauer Nr. 15.25 bis 16.—, Hafer, hiesiger Nr. 14.15 bis 15.—, Rapssaat, hiesiger, Nr. — bis —, Mais Nr. 11.75 bis —, Mais Kaplata Nr. — bis —, Haub. u. Stroh Nr. 11.75 bis —, April, Haub. (neues) 6.40—6.60, (altes) 0.— bis 0.00, Roggenstroh (Sangstroh) 4.00 bis 4.40.

Mein, 9. April. (Offizielle Notirungen.) Weizen 16.55—17.50, Roggen 14.65—15.00, Gerste 15.40—16.00, Hafer 14.20—14.70, Rapssaat 23.00—23.75, Mais 00.00—00.00.

Frankfurt, 14. April. Der heutige Viehmarkt war mit 391 Ochsen, 35 Bullen, 453 Kälbern, Kindern u. Stiere, 109 Rälber, 113 Schafe und Hammel, 1021 Schweine, 2 Ziegen, 2 Ziegenlammern und 2 Schafstämmer befüllt.

Ochsen a. vollfleischige, ausgewählte höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 70—72 M., b. junge fleischige, nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 67—69 M., c. mäßig genährte, junge, gut genährte ältere 64—66 d. gering genährte jed. Alters 57—59. Bullen: a. vollfleischige höchsten Schlachtwerthes 62—64 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 59—61 M., c. gering genährte 00—00 M. Rälber und Kälber (Stiere und Kinder) höchsten Schlachtwerthes 62 bis 64 M., b. vollfleischige, ausgewählte Rälber höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 59—61 M., c. ältere ausgewählte Rälber und wenig entwickelte jüngere Rälber und Kälber (Stiere u. Kinder) 48—50 M., d. mäßig genährte Rälber und Kälber (Stiere und Kinder) 45—47 M., e. gering genährte Rälber und Kälber (Stiere und Kinder) — M., Rälber: a. feine Mast (Vollm. Mast) und beste Sauglälber (Schlachtgewicht) 85—88 Pfg., (Lebendgewicht) 61—52 Pfg., b. mittlere Mast und gute Sauglälber (Schlachtgewicht) 82—84 Pfg., (Lebendgewicht) 50—51 Pfg., c. geringe Sauglälber (Schlachtgewicht) 67—69 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., d. ältere gering genährte Rälber (Fresser) — M., Schafe: a. Mastlammern u. jüngere Mastlammern (Schlachtgewicht) 68—70 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., b. ältere Mastlammern (Schlachtgewicht) 64—66 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., c. mäßig genährte Hammel und Schafe (Mergschafe) (Schlachtgewicht) 00—00 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., d. Schweine: a. vollfleischige der feinsten Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgewicht) 56—00 Pfg., (Lebendgewicht) 45.00 Pfg., b. fleischige (Schlachtgewicht) 55—00 Pfg., (Lebendgewicht) 44—00 Pfg., c. gering entwickelte, sowie Sauen und Eber 45—48 Pfg., d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00—00 Pfg.

Die Preisnotirungskommission.

Billige Schuhe!

Von heute bis weißen Sonntag für Jedermann auf meine sämtlichen Waaren

10% Rabatt.

Schuhwarenhaus Fiedler,

9 Mauritiusstraße 9.

706

Confirmanten: Stiefel in größter Auswahl.

Historisches Kostümfest.

Anmeldungen von Damen und Herren zwecks Mitwirkung werden nur noch bis spätestens 25. April am Sonntag, von 11—1 Uhr Vormittags, Dienstag, von 6—8 Uhr Abends, u. Donnerstag, von 8 Uhr Abends ab, in der „Künstler-Laufe“, Promenade-Hotel, Wilhelmstraße 24, entgegen genommen.

Dortselbst auch Auskunft über Kostüme etc.

1143

Der Vorstand.



Nr. 89

(3. Beilage.)

Freitag, den 17. April.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. Elshorn.

1. Capitel.

In dem östlichen Thälchen des Wiener Waldes, wo die werthvollsten österreichischen Weine wachsen, giebt es weit und breit keinen angesehenen Mann, als den Gemeindecart Eugen Zellinek.

In seinem Städtchen gilt er so viel wie ein König, obgleich er ein Ortskind ist und sich den ganzen Respekt durch eigene Kraft verdienen mußte.

Vor fünf Jahren haben sie ihn ins Städtchen geholt, und seitdem ist er ihr Helfer und Berather geworden. Er hätte sich ein bequemes Leben schaffen können, denn es hat ihm nicht an Chancen gefehlt, in eine akademische Laufbahn einzulenken, aber ihm ging's nun einmal nicht in den Sinn, ein großer Herr zu werden — die Heimathsliebe steckte ihm im Blut, und deshalb kam's, daß Doktor Zellinek als emeritirter klinischer Assistent alle Vortheile vergaß, die ihm in Wien in Aussicht standen, und sich im Weinstädtchen an der Südbahn als Gemeindecart niederließ.

Der Bürgermeister und die Gemeinderäthe des Ortes empfangen Eugendamals an der Bahn und ehrten ihn bei seinem Einzuge, denn es schlang sich ein wundervolles Band um ihn und sie — eine mit ihnen verwachsene Tradition: Eugens Vater war fiskalischer Förster im Weinstädtchen gewesen und hatte ein Andenken hinterlassen, vor dem jeder den Hut zog, außer den Wilderern und Holzdieben, denn sie bewahrten ihm keine gute Erinnerung, sie dankten Gott, daß er todt war; aber alle Andern priesen ihn als Ehrenmann — selbst der Bürgermeister, und das will etwas heißen, denn er ist die Verwaltungsbehörde des Ortes und die spendet nie unverbientes Lob.

Der Bürgermeister hatte wie ein Schlauer alles ausspionirt, was in Bezug auf Eugen zu erfahren war. Anfangs schmunzelte er für sich, wenn es ihm zu Ohren kam, daß Eugen dem Vater nachschlage, und als es immer mehr zu Tage trat, als welcher tüchtiger Arzt Doktor Eugen Zellinek galt, da fuhr der Bürgermeister einmal ganz, ganz insgeheim nach Wien und suchte den Chef der Klinik auf, an der Eugen Assistent war. Derselbe galt als großer Gelehrter und unfehlbarer Mann, und deshalb wandte sich Herr Bürgermeister mit vollem Vertrauen an ihn.

Die Unterredung ging bei geschlossenen Thüren vor sich, im Ordinationszimmer, wo es sich nicht laut sprechen ließ, weil das Wartezimmer nebenan mit Vielen besetzt war, die das Orakel befragen wollten, und welche die Ohren spitzten, als gewannen sie etwas, wenn sie ein Wörtchen aus dem Allerheiligsten erwischten.

Der Bürgermeister legte dem klinischen Vorstand sein Anliegen kurz und bündig dar: „Wir brauchen einen neuen Gemeindecart, der unser Spital zeitgemäß zu reorganisiren versteht, und da Ihr Assistent, Doktor Zellinek, der Sohn eines unserer weiland vortrefflichsten Bürger ist und sich unserer besonderen Beliebtheit erfreut, möchten wir ihn als Candidaten für die vacante Stelle vorschlagen, wenn sich der Ruf seiner Tüchtigkeit mit der Wahrheit deckt.“

Als die Unterredung zu Ende war, ging Herr Bürgermeister befriedigt hinaus, fuhr mit einem Fiaker zur Bahn und

versammelte noch am selben Abend die Gemeinderäthe um sich.

Es war eine „vertrauliche“ Sitzung, in der die Herren im Hausrock erschienen und ihr „Biertel“ tranken, obgleich sie in der Rathsstube saßen.

Einer von ihnen trug sogar die Tarockkarten in der Tasche, denn bei den vertraulichen Sitzungen fiel fast immer ein Spielchen ab; das machte die Zusammenkünfte so gemüthlich.

Manchmal berieth man sich auch bei der Kartenpartie, und es waren nicht die schlechtesten Beschlüsse, die bei solcher Unterhaltung gefaßt wurden; namentlich waren es nicht die strengsten. Einmal wurde dabei beschlossen, der kindersegneten Wittwe des Schullehrers ein Häuschen zu kaufen — aber daran hatte auch der Wein schuld, der Wein und die österreichischen Herzen. So geschah es in der Rathsherrnstube.

Der Bürgermeister merkte, daß einer der Gemeinderäthe die Hand in die Tasche steckte, und da wußte er gleich, daß es wegen der Tarockkarten war; er ignorirte den Anschlag, und das war ein Zeichen, daß es heute nichts mit dem Spielen sei.

So warteten sie, bis der Herr Bürgermeister den Zweck der Zusammenkunft kund that.

Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Befetzung des vacanten Gemeindecartpostens — eine Angelegenheit, die im kleinen Weinstädtchen eine schwebende Sache war.

Herr Bürgermeister griff den Hörern fest ans Herz. Er beleuchtete zuerst die pecuniäre Lage der Gemeinde: „Sparen müssen wir — sparen an allen Ecken und Enden, denn die Nebel hat uns heimgesucht und unsere Weinberge verwüßt. Wir müssen neue Culturen mit amerikanischen Reben anlegen; das kostet Geld, daher ist es geboten, neue Zufluchtquellen zu erschließen, bis der Wein wieder in unsere Keller strömt.“

Die Gemeinderäthe nickten, secundum ordinem — ja, ja, wenn der liebe Herrgott Noth über eine Gemeinde schickt, da lassen sie im Rath die Köpfe hängen. „Einschränken — einschränken!“ — Sie waren alle gleicher Meinung.

Herr Bürgermeister fristete zuversichtlich die Gemüther auf: „Wir haben lobenswerth gewirthschaftet in diesem Jahr; die Jagdpacht ist um das Doppelte erhöht, und wir werden sie um das Dreifache erhöhen; Herr von Heidenbrück zahlt, was wir wollen. Er wird auch die Fischerei pachten — selbstverständlich um anständigen Preis. Der Zuwachs der Sommerfremden steigt von Jahr zu Jahr, und unser Gemeindebad könnte sich einen Ruf machen; also gehört uns die Zukunft und wenn wir auch die Ausfälle der Weinernte zu beklagen haben, so sind wir doch nicht so schlimm bestellt, daß wir die Gemeindecartstelle nicht anständig dotiren könnten. Ich trete daher mit dem Antrag an Sie heran, das Honorar von 600 Gulden auf 800 Gulden zu erhöhen, damit wir uns einen tüchtigen Arzt erwerben — einen, dem man sein leibliches Wohl anvertrauen kann, ohne dabei allerlei zu riskiren, und der das Spital auf neue Füße stellt, so nach moderner Forschung und Erfahrung, denn mit der Zeit muß man gehen, dabei spielen die wirthschaftlichen Weisern keine Rolle. Daher, meine Herren, stelle ich den Antrag.“

Es traute sich keiner ein Wort zu äußern. Erstens dachten sie alle ans Sparen, und zweitens waren sie gesunde Männer,

wahre Hünen, denen das Krankwerden garnicht in den Sinn kam.

Da hätte man eigentlich ganz auf den Gemeindevarzt verzichten können, bis die amerikanischen Reben florirten.

„Nun?“ fragte der Bürgermeister — „meine Herren, es handelt sich hier um eine Gewissenssache“ — um eine Ehrensache — sage ich Ihnen — um eine Epoche! Wir haben die Macht, unsern Ort zu einem Sommerkurort zu erheben. Die Fremden strömen uns zu — wir müssen ihnen nur etwas bieten, um sie zu halten. Für eine herrliche Natur hat unser Herrgott gesorgt; er gab uns den Wald und das heilsame Wasser. Schön ist's bei uns, daß das Herz im Leibe lacht, wenn man nur hinaus blickt über die Berge und Thäler, aber vom Schönsein kann man nicht anbeikn; wir müssen gescheit werden, besonders jetzt, wo die Weinberge nicht für uns sorgen. Eine Fremdenindustrie, das steckt mir im Kopfe!“

Der Bürgermeister schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Das wär' eine Idee!“ meinte der intelligenteste der Räte; er war Gastwirth und hatte nichts gegen das Aufblühen der Fremdenindustrie, nur daß ihm die Vorstellung des zuströmenden Gewinnes langsam zu Gemüthe ging, wie alles Ungewohnte. „Das wär' eine Idee!“ schmunzelte er nochmals zustimmend, lehnte sich auf den Stuhl zurück und faltete die Hände über dem rundsichigen Bäuchlein.

„Garnicht übel“ — garnicht übel! — ließen sich würdig die anderen Räte vernehmen — „ja, wenn die Sache ginge, dagegen wär' nichts einzuwenden!“

„Freilich nicht!“ trumpschte der Bürgermeister auf, „aber richtig angefangen muß die Sache werden; zuerst brauchen wir einen tüchtigen Arzt, einen, der mehr kann als Pillen drehen und Aderlassen. Was meinen Sie, meine Herren, wenn wir eine Celebrität, das heißt eine Verühmtheit, an unseren Ort fesseln, sodaß es in den Zeitungen zu lesen wäre, was wir dem Kurpublikum zu bieten im Stande sind?“

Die Räte nickten. Es lag ja klar zu Tage, daß ein tüchtiger Arzt dem Städtchen nicht zum Nachtheil gereichen würde; aber 800 Gulden Figum — das hatte man nie gezahlt, und gerade jetzt an solch' verschwenderische Neuerung zu denken, in einer Zeit, wo die Reblaus den Stadtvätern selbst im Traum keine Ruhe ließ, das war etwas Unerhörtes, und niemand wollte die Verantwortung übernehmen, in der Sache das erste Wort zu sprechen.

Der Bürgermeister mußte seinen Antrag abermals befürworten: „Meine Herren, wir vertreten die Interessen der Gemeinde! Und kommt es zu, die Noth, welche die Reblaus über die Heimath gebracht, als entschlossene Männer zu bekämpfen und all' unsere Kräfte einzusetzen, den muthlosen Mitbürgern unter die Arme zu greifen. Nun wohl! — Es liegt nicht in unserer Macht, die verödeten Weinberge über Nacht in frisches Grün zu kleiden; wir wissen, welcher Arbeit und Geduld es bedarf, neue Anpflanzungen zu kultiviren, und deshalb richten wir den Blick auf einen Ausweg aus der momentanen Noth. Wir brauchen nicht in die Ferne zu schweifen, den unserm Boden, auf dem die köstlichsten Weine reifen, entspringen Goldquellen, die wir nur zu fassen brauchen, um die Reichthümer in jedes Haus, in jede Hütte zu lenken: Ich meine unser Wasser. Eine alte Urkunde weiß schon von den Wunderkräften zu erzählen, welche den Quellen des Höfersteines inne wohnen. Vor Zeiten stand dort ein Kloster, und es pilgerten Kranke aus fernem Ländern zu den frommen Brüdern und saßen mit einem Trunk; und wenn sie die Lippen mit dem Wasser neßten, linderten sich ihre Schmerzen, und wenn sie ein krankes Glied in dem rinnenden Strahl badeten, ward es gesund. Da kam einmal ein gichtbrüchiger Kaiser und klopfte an die Klosterpforte:

„Nehmt mich auf, fromme Brüder“, sprach er, „ich trage eine güldene Krone und will Euch mit güldenen Thalern lohnen, wenn Ihr mir von Eurem heilsamen Wasser zu trinken gebt und mich genesen laßt in Eurem herrlichen Land.“

Da trat der fromme Abt selbst in den Klosterhof und hob den Kaiser aus seinem Sattel.

„Herr Kaiser“, sprach er, „alles Wasser, was aus unseren Bergen rinnt, soll in ein großes Becken zusammenströmen, daß Ihr darin baden und gesunden mögt.“

Und wie der fromme Abt das Wasser zum Bade für den Kaiser selbst schöpfte und es in Kübeln in eine große hölzerne Wanne trug, sprangen die Quellen armesbied aus den Steinpalten, wo sie sonst nur siderten, wie dünne silberne Fäden. Und als am anderen Morgen ein Mönch auf den Thurm stieg, um das Glöcklein zu läuten, sah er, wie das heilsame Wasser eine steinerne Mulde bis zum Rande füllte, daß sich hundert Kranke darin hätten baden können.

Da zog er aus Leibeskräften am Glockenstrang, und das Frühlingsglück drang in die Balle des frommen Abtes und weckte ihn aus dem Schlaf.

Als der Abt hinausging, das Wasser zum Bade für seinen kaiserlichen Gast zu schöpfen, sah er das Wunder, das geschehen war, und er warf sich auf die Kniee und schlug das Kreuz über seiner Brust: Alles Wasser aus den Bergen war in ein großes Becken zusammengeströmt, so wie er's am Vorabend dem kranken Kaiser gelobt, damit er gesunde.

Er erzählte Ihnen die merkwürdige Legende“, fuhr der Bürgermeister fort, „um Sie zu erinnern, daß unsere Quellen schon in grauen Vorzeiten den Ruf der Heilskraft besaßen. Wir haben dieses Schatzes nicht geachtet, weil der Weinbau uns reichlich ernährte und alle Kräfte in Anspruch nahm; jedoch treiben uns die Mißjahre dazu, dem Boden auf der einen Seite abzunehmen, was er uns auf der andern verweigert. Wir müssen die Fremdenindustrie in Aufschwung bringen, und dazu bedarf es die warmen Quellen in Bäder zu leiten und einen tüchtigen Arzt zu finden, der sich an die Spitze des Unternehmens stellt und es zur Blüthe bringt.“

Die Gemeinderäthe sahen sich einander an, und nachdem der erste das Schweigen gebrochen, bekamen die anderen Courage, in die Debatte einzugehen, und schließlich hießen sie alle gut, was der Bürgermeister in Vorschlag brachte.

Die Herren bekamen heiße Köpfe von den hoffnungsvollen Aussichten, die der Bürgermeister mit seinen lebhaften Worten in die Luft nebelte. Sie lächelten so zuversichtlich wie einst, wenn sie durch ihre gesegneten Weinberge gingen und die Ernteaussichten abschätzten.

Nur der Gemeindefassirer kratzte sich hinter den Ohren. Er sprach von dem für die vorgeschlagenen Neuerungen erforderlichen Anlagecapital und machte dabei ein saures Gesicht.

„Das Kapital wird sich finden, meine Herren!“ rief der Bürgermeister mit fester Stimme; „wir geben Herrn v. Heidenbrud das Ehrenbürgerrecht unserer Gemeinde und machen bei ihm ein verzinsliches Anlehen. Lassen Sie das Geschäft meine Sorge sein!“

Der Bürgermeister war allen überlegen; er setzte seine Anträge durch und schüttete eine rosenfarbene Rede über das Zukunftsprojekt, daß es den Gemeinderäthen zu Muthe wurde, als sei ihr Weinstädtchen außerlesen, mit Golde gepflastert zu werden.

Es ging jetzt in der Rathsherrnstube zu, wie bei einem Feste: eine mächtige Weinkanne — zwölf Gläser — heiße Wangen und lachende Lippen, und dann ein Hoch auf den Bürgermeister, daß es zur niederen Decke hinauf schallte, als hätt's dem Kaiser gegolten.

Nun brachte der Bürgermeister die Rede abermals auf die Gemeindevartwahl, und seine Stimme nahm einen Klang an, als gehe ihm die Sache zu Herzen. „Meine Herren, wie wär's wenn wir keinen Fremden mit dem Amte des Gemeindevarztes betrauten, sondern einen Ansrigen, einen, der in unserer Mitte aufgewachsen ist, den wir kennen, wie unser eigen Fleisch und Blut, und von dem wir wissen, daß er das Herz am rechten Fleck und ein Gewissen in der Brust hat, und der zu uns halten wird in guten und in bösen Tagen?“

„Jellinel!“ „Jellinel!“ rief es wie aus einem Munde — ja, wer hätte es wohl anders sein können!

In der fröhlichen Stimmung ward's ohne Debatte angenommen, Doktor Eugen Jellinel ins Weinstädtchen zu berufen, und 800 Gulden Figum, das war nun etwas Selbstverständliches, da gab's kein Knaulern mehr.

„Wie sich nur sein Mutterl freuen wird!“ sagte einer im Rathe bewegt. Ihm kamen die Thränen.

„Ja, das Mutterl wird a Freud' haben, und vergönnen thut's ihr jeder.“

Die Räte trennten sich in später Nachtstunde und trugen schwere Köpfe und glückliche Herzen heim, und drei Monate später holten sie Doktor Jellinel im Triumph von der Bahnstation — er war ihr Gemeindevarzt geworden.

Fünf Jahre sind seitdem veronnen. Herr von Heidenbrud ist Ehrenbürger des Weinstädtchens geworden, aber er hat kein Darlehen für des Bürgermeisters Projekte hergegeben, und darum sind alle Illusionen zu Wasser geworden, die sagenhaften Quellen am Höferstein rinnen in Freiheit durch Moos und wundervolle grüne Wiesen; sie sind so warm, daß sie im Winter den Schnee schmelzen und die Rinnen, die sie ziehen, mit grünen Pflänzchen schmücken, lange, lange, bevor der Frühling einen Jauchzer thut.

Das Weinstädtchen hat sich wacker über böse Jahre hinweggeholfen, und die amerikanischen Reben hängen im Herbst voll schwerer Trauben. Der Wein fließt wieder in die Keller.

Der Bürgermeister aber ist voll Wohl, wenn sein Bild auf das Schildchen fällt, welches Herr von Heidenbrück seit einigen Zeiten als Sommerresidenz bewohnt. „Datt ich das Geld, was der Mann hat“, denkt er bei sich, „wir säßen jetzt knietief im Golde.“

Und so äußert er sich in jeder Gemeinderathssitzung, daher kommen die Herren nie über den alten Verdruß hinaus, und wo sie können, wird Herrn von Heidenbrück ein Wein gestellt. Die Jagdpacht wurde ihm auf das Vierfache erhöht, obgleich die vielen Sommerfrischler das Wild beunruhigen, daß es sich hinüber zieht in das fürstliche Nachbargebiet.

(Fortsetzung folgt.)



„Um so einen!“

Novelle von Elise Krafft.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.]

Am Sonntag morgen wurde Frieda von der Märzsonne geweckt, die durch einen Spalt der Vorhänge gerade auf ihre geschlossenen Augen leuchtete. Sie richtete sich auf und blickte zu der noch fest schlafenden Freundin hinüber.

Bis in die Nacht hinein hatten sie gestern geplaudert und Frieda der fünf Jahre älteren die Geschichte ihrer jungen Liebe offenbart.

Buerst hatte Toni in ihrer ruhigen, vornehmen Art über den Leichtsinns des großen Kindes gescholten und mit ernstlichen Worten vor jeder heimlichen Zusammenkunft mit ihm gewarnt.

Doch Frieda wußte so beredt, so überzeugt von ihrem übergroßen Glück zu erzählen, daß die junge Gebieterin des Hauses lächelnd mit dem Kopf nickte.

„Weil ich selbst liebe und geliebt werde, Friedchen, deshalb versteh' ich dich auch. Und ich sehe es als meine Pflicht an, dir in jeder Beziehung zum ferneren Glück behülflich zu sein. Wir wohnen nach unserer Hochzeitsreise in Berlin, — und unser Haus wird jedem Freund geöffnet sein. Dann bringst du ihn mir, deinen Schatz, Friedchen, mein Bräutigam kann vielleicht seinen Einfluß für ihn geltend machen. Und Ihr trefft Euch in unserer Wohnung, Friedchen, das ist besser für dich und passender. Glaubst du nun, daß ich es gut meine, du kleines, leichtsinniges Mädchen, du?“

Wie ein jubelnder Aufschrei kam es von Friedas Lager. „Das wird himmlisch, Toni! Nun habe ich gar keine Angst mehr, wo du mir beistehst. Wenn du ihn nur erst kennst, meinen Friß, dann mußt du ihm ja gut sein.“

Toni lachte. „Wie sieht er denn aus?“

„Groß, sehr groß, — dunkles, lodiges Haar, und braunen, dichten Vollbart. Ich kann dir gar nicht beschreiben, wie schön er ist. Selbst dein berühmter Rechtsanwalt kann nicht besser aussehen.“

„Deine Beschreibung paßt auch auf ihn, Schätzchen, also muß er wohl deinem Herzallerliebsten ähnlich sehen. Du kannst es mir ja morgen früh verraten, wenn er kommt. Willst du mit zum Bahnhof fahren?“

„Aber Toni!“ —

„Das kam so vorwurfsvoll von Friedas Lippen, daß Beide lachen mußten.“

Und lächelnd schliefen sie ein. — — —

Die Sonne wurde immer zudringlicher.

Frieda erhob sich und begann, sich leise anzukleiden. Bei Tante und Onkel war sie an das Frühaufstehen gewöhnt. Noch einen Blick warf sie auf ihre liebe Schlafzimerin, dann ging sie hinaus.

Im Nebenzimmer fand sie Bücher auf dem Tisch, kostbare Werke bekannter Meister.

Frieda durchblätterte eins nach dem andern. Am meisten fesselte sie ein Band lyrischer Gedichte, auf dessen erster Seite ein fast unleserlich geschriebener Name stand. „Dr. Hans Vikmann“ entzifferte sie mühsam. Das war Tonis Verlobter, der eine so schreckliche Feder führt. „In der Handschrift eines Menschen liegt seine Seele,“ pflegte der Onkel zu sagen.

Gedankenvoll klappte Frieda das Buch zu. Ihr kam es plötzlich in den Sinn, daß sie noch nicht ein einziges

Mal die Schriftzüge seines Gesichts, denn sie ihre Vera geliebt. Wie liebte ja das Versteckste nicht! — — — schon mußte er schreiben, o wie schön! — —

Toni kam und es wurde lebendig im Hause.

Tropf der Frühlingssonne brannte ein helles Feuer im Kamin des Speisezimmers, und an der Kaffeetafel nedte sich der Hausherr mit seinem Besuch.

Toni bemutterte in ihrer sicheren Ruhe Vater und Freundin, schenkte ihnen den Kaffee ein und strich die Brötchen. Um ihren sonst so ernsten Mund lag ein weiches, glückliches Lächeln. Alle Augenblicke hob sie lauschend den Kopf, ob draußen das Peitschengeknall Friedrichs noch immer nicht das Einspannen der Pferde verkünde. Als es endlich so weit war, erhob sie sich. Das dunkle Sammetkleid umschloß knapp ihre schlanke Figur, und Frieda eilte diensteifrig herbei und brachte Hut und Handschuhe für die Freundin.

„Haben Sie schon mal so was Verliebtes gesehen?“ fragte lächelnd der Hausherr. „In einer Stunde kommt der Zug, und schon jetzt hat das Möbel keine Ruhe mehr. — — — Da brauch' ich ja gar nicht anspannen zu lassen.“

„Dann ginge ich zu Fuß, Papa, und noch eine Stunde früher. Besser, als wenn Hans warten müßte. — Adieu, Friedchen, laß dir die Zeit nicht lang werden.“

Hochausgerichtet schritt sie hinaus, und Frieda setzte sich wieder still auf ihren Platz am Kaffeetisch. Wenn sie doch auch schon so weit wäre. Bierzehn Tage vor der Hochzeit mit dem geliebten Manne — — eine Seligkeit, kaum zu fassen! — —

Der Hausherr legte die Zeitungen zusammen und behnte behaglich den mächtigen Körper.

„Ich bin ein schlechter Gesellschafter, Fräulein Friedchen, Sie müssen mich schon entschuldigen. Jetzt mache ich meinen sonntäglichen Rundgang drüben in der Fabrik, werden Sie sich auch nicht langweilen, so ganz allein?“

Frieda verneinte lächelnd.

„Es ist ja so schön bei Ihnen, Herr Meinhard, wo soll da Längeweile herkommen? — Bitte, lassen Sie sich nicht stören.“

Er schüttelte ihr kräftig die Hand.

„Sie sind ganz das bescheidene Kind von früher. Ihre Mutter war auch so, immer sanft, immer zufrieden. Auf Wiedersehen zum Frühstück!“

Als er hinaus war, kam das Hausmädchen ins Zimmer, um den Tisch abzuräumen.

„Wünschen Sie irgend etwas, gnädiges Fräulein?“

„Nein, danke, ich werde mir ein Buch nehmen.“

„Kennen gnädiges Fräulein schon den Herrn Bräutigam?“ fragte das Mädchen weiter.

Frieda wandte sich um und trat vom Fenster fort, aus dem sie dem Hausherrn nachgeblickt hatte.

„Nein, — er ist gewiß sehr nett.“

Das hübsche Mädchen lachte.

„Ja, sehr nett ist der Herr Rechtsanwalt, der wird dem gnädigen Fräulein auch gefallen.“

Frieda blieb in kindlicher Reugier stehen.

„Er ist wohl auch sehr reich?“

„Reich? — Nein, ich glaube, damit ist es nicht so schlimm. Aber dafür hat ja unser gnädiges Fräulein genug, die könnte gewiß noch viel berühmtere kriegen als Herrn Rechtsanwalt.“

Als sich das Mädchen mit dem Kaffeegeschirr entfernt hatte, schlug Frieda die Portiäre vor dem nebenliegenden Bücherzimmer zurück und ließ ihre Blicke bewundernd über den gemüthlichen hellen Raum gleiten.

In einer Ecke stand ein Schaukelstuhl, und man konnte von ihm aus durch das Fenster in den sonnenbeschienenen Garten hinausbliden.

Mit einem Buch in der Hand ließ sie sich nieder und lehnte sich behaglich zurück.

„Goldene Fäden“ stand auf dem roten, eleganten Einband des kleinen Werkes.

Ein Weilschen durchblätterte sie gedankenlos seinen Inhalt, dann überkam sie das Gefühl, als führe auch sie ja ein unsichtbarer, goldener Faden an das Herz des fernsten Geliebten. Um den holden Traum nicht zu verschrecken, schloß sie die Augen und glaubte ganz deutlich seine geküßten Liebesworte zu vernehmen, seine Küsse auf den Rippen zu fühlen. Was er wohl gesagt hatte, als er

Wie heiß es ringsum war, und wie stark die Beilchen in der Base am Fenster bufteten! Es ließ sich töstlich hier von Lenz und Liebe träumen. Immer deutlicher tauchte sein Bild vor ihrer Seele auf.

„Ich bin ja so glücklich“, stammelte sie plötzlich, „so glücklich, lieber Gott!“

Nur an ihm denken dürfen, war ja schon Seligkeit.

Draußen hörte man einen Wagen vorfahren.

Frieda rührte sich nicht. Auch als sie im Nebenzimmer Tonis Stimme vernahm, blieb sie noch in ihrer Ecke sitzen.

„Wie heißt denn Dein kleiner Besuch? Du hast mir ja noch nie etwas von einer Freundin erzählt“, hörte Frieda nun fragen.

Sie sprang so hastig auf, daß der Schaukelstuhl polternd gegen die Wand slog und Toni lachend den Kopf durch die Portiere steckte.

„Also hier findet man die kleine Leserratte, komm, Hans, — damit Deine Neugier befriedigt wird, werde ich sie Dir gleich vorstellen.“

Sie zog den Verlobten hinter sich her und in das Bücherzimmer.

„Fritz!“ klang es jubelnd, „Fritz!“

Einen Augenblick nur, dann war es wieder still, ganz still.

Die es mit ausgestreckten Armen gerufen hatte, hielt jetzt die Hand über die Augen, als sähen sie etwas Schreckliches, Unheilvolles.

„Friedchen!“ meinte Toni entsetzt, „Friedchen!“

Doch schon war das junge Mädchen an ihr vorbei und aus dem Zimmer gelaufen.

Der schöne Mann zeigte ein Vächeln, das schließlich zur Grimasse wurde. Sein Plan war im Augenblick fertig. Ueberrascht wandte er sich zu seiner Braut um.

„Das kann doch unmöglich deine Freundin sein, Toni — nein — — ich kann es nicht glauben.“

Sie trat ganz dicht vor ihn hin. Ihr Antlitz war schreckhaft bleich.

„Du — — du kennst sie, — — sage mir, ob du sie kennst.“

„Flüchtig, Schatz, sehr flüchtig. Viel ist nicht dran an ihr.“

Unwillkürlich trat er zurück. Es hatte ausgesehen, als ob sie ihn schlagen wollte.

„Und du, — du heißt für sie Fritz, — Fritz Weber?“

„Antworte mir, ich habe das Recht darauf.“

Nun erblachte auch er. Sein ganzes, herrlich erschaffenes Zukunftsbild drohte in Trümmer zu fallen. Er bemühte sich jedoch, ruhig zu bleiben.

„Sei doch nicht töricht, liebe Toni. Du denkst doch sonst nicht so kleinlich über derartige Sachen. Wer weiß, was das Mädchen dir vorgelogen hat, — so etwas kennt man ja.“

Wie sie sich beherrschte, wie sie bei jedem seiner Worte die Zähne aufeinanderpreßte, um nicht laut aufzuschreien.

„Geh, — geh, — und komme nie wieder! — — Hast du nicht gehört, daß du gehen sollst?“

Er wollte ihre Hand ergreifen, ihr gut zureden; sie wich aber entsetzt zurück.

Da ging er, wie ein Geächteter schritt er hinaus.

Regungslos blieb Toni stehen.

Als unten die Tür ins Schloß fiel, hielt sie sich am Fenster fest, um nicht zu Boden zu sinken.

Durch die Portiere schimmerte vom Nähtisch des Wohnzimmers der Braut Schleier zu ihr hinüber. Gestern waren die ersten Blüten von Friedas Hand darauf erstanden.

Und es zog sie hinaus; suchend durchschritt sie die ganzen vom hellsten Sonnenlicht durchleuchteten Zimmer.

Bis sie das junge Menschenkind gefunden hatte, das gleich wie sie selbst in dieser Stunde verloren: den Glauben an das Heiligste, was einer kindlich reinen Seele be-
schieben war.

Tief beugte sie sich über den zertwühlten, braunen Kopf. Ihre kalte Wange preßte sie an das heißgeweinete Gesichtchen, und ihre Arme umschlangen die Leidensgefährtin fest, — — immer fester! — —

„Um so Einen!“ . . .



Japanische Schwerter.

Die von den Japanesen verfertigten Schwerter be-
weisen, daß die westliche Welt, trotz ihrer hochgerühmten
Kultur, von der östlichen doch noch etwas zu lernen hat.
Weder Birmingham noch Solingen ist imstande, eine
Schwertklinge zu liefern, die sich an Schärfe und Härte mit
einer japanischen messen könnte. Die wundervollen Kling-
en von Japan finden in der modernen Industrie ihres-
gleichen nicht und werden kaum von den früher in Da-
maskus und Toledo geschmiedeten Klinge erreicht. Ein
gewöhnliches Bravourstück eines japanischen Soldaten be-
steht darin, ein lebendes Schwein mit einem Hieb mitten
durch zu hauen. Blei- und selbst Eisenstangen sind von
diesen Waffen geteilt worden, ohne daß deren Schneide
eine Scharte oder die geringste Beschädigung gezeigt hätte.
So lange andere Streitkräfte der außerordentlichen Ge-
wandtheit der Sish-Schwertmänner ermangeln, würde der
Japanese ein gefährlicher Feind im Handgefecht sein. Bei
der Ermordung eines Missionars und seiner Ge-
fährten wurde nach Berichten eines Augenzeugen der Hin-
terschenkel eines Pferdes durch einen Streich eines dieser
furchtbaren zweigriffigen Schwerter vom Körper abge-
schnitten. Ein japanisches Schwert von ganz besonderer
Vortrefflichkeit wird als Familienerbstück in der Satsuma-
Familie aufbewahrt, und man erzählt, daß mit diesem
Schwert ein auf dem Wasser schwimmendes Blatt zerschnit-
ten wurde, indem man es nur gegen die Schneide des-
selben treiben ließ. Die Japanesen verstehen sich eben
auf das Härten des Stahls besser, als jedes andere Volk
der Erde.

Weshalb die Namas keine Hasen essen.

Die Namas, das eingeborene Volk in der deutschen
Kolonie Südafrika erzählen vom Hasen,
dessen Fleisch kein Erwachsener unter ihnen genießen darf,
folgendes Märchen: Einst rief der Mond den Hasen zu
sich und befahl ihm, den Menschen folgende Botschaft zu
bringen: „Wie ich sterbe und aufs neue geboren werde,
so sollst auch du sterben und wieder lebendig werden.“
Der Hase aber richtete in seiner Torheit den Auftrag falsch
aus und sagte: „Wie ich sterbe und nicht wieder geboren
werde.“ Da schlug der zornentbrannte Mond dem
Hasen mit einem Stocke, wobei er ihm die Spitze spaltete.
Der Hase aber floh und soll noch laufen bis zum heutigen
Tage.

Amerikanische Altertümer.

Auf dem Gipfel des Cordillerenpases von Donna
Anna oder Verba Buena, in einer Höhe von über 4000 m
entdeckte der Priester José Saques, ein Kenner indianischer
Altertümer, eine alte Grabstätte. Die darin gefundenen
Gegenstände waren nach einer Mitteilung aus Valparaiso:
Ein mit Goldzierraten bedecktes Guanaco-Skelett (der Gua-
naco ist ein dem Lama ähnlicher Wiederkäuer); eine
5 Pfund schwere silberne Figur und eine Statuette, die
einen Indianer aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts
darstellt. Diese und noch andere unbedeutende Gegen-
stände waren mit einer wollenen Hülle umzogen und mit
Holzlohlen bedeckt.

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von
jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes
sodort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande
sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des „Wiesbadener Generalanzeiger.“